Illustriertes Unterhaltungsblatt

Wöchentliche Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.

1904. * № 33.

Die Dachprinzessin.

Roman von **Woldemar Urban.**

(Fortsetzung.)

„Das Ohr muß freibleiben," plauderte die Friseurin während ihrer Arbeit. „Durchlaucht haben das zierlichste kleine Ohr, das ich jemals gesehen. Ist es so recht, Durchlaucht?"

„Bitte, so einfach wie möglich."

„Grundgütiger Himmel," fuhr die kleine bewegliche Friseurin aufgeregt fort, „wie Eure Durchlaucht das sagen. So einfach wie möglich! Je nun, freilich, man sieht's. Hier ist meine Kunst nur eine stümperhafte Nachhilfe der Natur. Die Jugend, ach du meine Güte, die Jugend ist doch der schönste Schmuck einer Frau. Fürstin Gisa wird wütend sein."

„Wie sagen Sie?"

„Je nun, man sagt wohl gelegentlich einmal, was man sieht, auch wenn man es nicht tun sollte. Und ich habe es gesehen mit meinen eigenen Augen, wie Fürstin Gisa Ihrer Kammerfrau Geld gab, ich weiß nicht wie viel, aber sie gab ihr Geld, Durchlaucht."

„Meiner Kammerfrau? Und weshalb?"

„Weshalb? Natürlich, um von der Kammerfrau zu erfahren, wie die Toilette aussieht, die Sie heute abend tragen. Fürstin Gisa weiß ganz genau, wie Sie heute abend auf dem Ball erscheinen werden, von den Spitzen um die Schulter bis zum Saum des Kleides, von den Diamanten im Ohr bis auf die venezianischen Perlen auf dem Fächer, alles, alles weiß sie. Aber das schadet nichts, Durchlaucht, Sie werden doch siegen. Die Jugend siegt immer."

„Siegen? Aber es ist ja von gar keinem Kampf zwischen mir und Fürstin Gisa die Rede."

„O du himmlischer Vater, wie Eure Durchlaucht das so ruhig sagen. Na ja, natürlich. Eure Durchlaucht dürfen ruhig sein. Selbstverständlich. Alt ist eben alt."

Florence war unangenehm von den Plaudereien der Friseurin berührt. Offenbar hatten die Taktlosigkeiten ihrer Schwägerin gewisse Differenzen schon bis in die Dienstbotenkreise getragen, die sich nun ein Vergnügen oder auch eine Spekulation daraus machten, den Klatsch hin und her zu tragen. Nichts konnte ihr fataler sein als diese Schwätzereien, denn sie war ängstlich bemüht, jede Mißhelligkeit zwischen ihr und Gisa zu vermeiden. Sie war froh, daß gerade in diesem Augenblick Frantitschek bei ihr eintrat und den Vertraulichkeiten der Friseurin ein Ende machte.

„Es ist hohe Zeit, Schatz," bemerkte er. „Bist du fertig? Die Pferde stehen schon seit einer halben Stunde angeschirrt, bei diesem zugigen Wetter. Sie werden die Grippe bekommen."

„Eine Minute nur," entgegnete Florence. „Bitte, liebe Schneider, beeilen Sie sich."

Aus der Minute wurden natürlich noch eine ganze Anzahl Minuten, und Frantitschek bedauerte nochmals seine armen Pferde, die er erst vor kurzem gekauft und mit siebentausend Gulden bezahlt hatte. Endlich war aber das Kunstwerk der Toilette fertig, und Florence stieg, die lange weißseidene Schleppe auf dem Arm, mit ihrem Gemahl die große Treppe des Karlsteinschen Palais hinunter.

Nach kurzer Zeit waren sie an Ort und Stelle. Als sie aus der Garderobe kam und nun am Arme ihres Gemahls nach dem Tanzsaale schritt, befand sie sich in einer kaum zu beherrschenden Aufregung. Sie fühlte, daß sie jeden Augenblick urplötzlich wie damals im Stephansdom vor Herrn v. Wellhofen stehen könne, und wäre außer stande gewesen, schon jetzt diese Begegnung zu ertragen. Sie mußte sich erst allmählich an seine Nähe gewöhnen. Sie schalt sich selbst wegen dieser törichten Aufregung und sagte sich, daß sie gerade jetzt kühl und verständig sein müsse, wenn sie nicht alles wieder in Frage stellen, alles verderben wollte. Tagelang hatte sie sich dieses erste Zusammentreffen mit ihm ausgemalt und sich vorgenommen, dabei so gelassen und klug zu sein wie nur möglich, denn nur so konnte alles zu einem guten Ende kommen. Und nun errötete sie schon, wenn sie nur eine Husarenuniform von weitem sah, ihr Herz schlug wild und aufgeregt bis in den Hals hinauf, wenn sie nur daran dachte, ihm zu begegnen. Das mußte sie ja verderben, mußte zum Mißlingen ihres Vorhabens führen.

Professor Dr. Georg Gaffky. (S. 260)

Da der Ball schon in vollem Gange war, so erfolgte eine Menge Vorstellungen. Florence hörte Namen nennen, machte Verbeugungen, reichte die Hand, lächelte oder sprach auch kurze Sätze — alles mechanisch, ohne daß sie wußte, was sie sprach und tat. Sie tanzte viel und anhaltend, um dadurch ihre Aufregung zu bekämpfen oder sie doch durch die Bewegung des Tanzens erklären zu können, und mit der Zeit wurde sie auch wirklich unbefangener. Schon fing sie an, sich nach Wellhofen umzusehen und sich zu wundern, daß er sich noch nicht gezeigt hatte.

Allmählich wurde es heißer und heißer. Es war fast Mitternacht. Florence stand mit ihrem Gemahl und einigen Herren und Damen an einem der Buffets, um etwas Eis zu sich zu nehmen. Die Zigeunerkapelle spielte gerade den Donauwellenwalzer.

„Komm, Sepperl," hörte Florence plötzlich jemand hinter ihr sagen.

Sie wollte sich umdrehen, um zu sehen, welcher „Sepperl" wohl gemeint sei, aber sie war wie gebannt. Das Blut schoß ihr in die Schläfe, und ihr Herz pochte so laut und ängstlich, als ob sie vor einem grenzenlosen Unglück oder vor einem unnennbaren Glück stände.

„Sei klug," antwortete eine andere leise Stimme. Jetzt war kein Irrtum mehr möglich. Das war er, konnte nur er sein. Aus Hunderttausenden hätte sie seine Stimme erkannt. Florence zitterte wie Espenlaub.

„Gestatten Eure Durchlaucht?" fragte sie Oberleutnant Tauffy und stellte den Leutnant v. Wellhofen vor, der um die Ehre des soeben beginnenden Walzers bat, den Florence auf ihrer Tanzkarte noch frei hatte.

Der Prinz drehte sich nach der kleinen Gruppe um. Gerade in dem Augenblick, als Florence zitternd und bleich vor Aufregung ihren Arm in den des jungen Offiziers legen wollte, um mit ihm in den Tanzsaal zurück-

zukehren, schob sich Frantitschek zwischen die beiden und sagte in einem Anfalle grimmiger Wut ohne langes Überlegen: „Meine Gemahlin tanzt nicht mit Ihnen, Herr Leutnant!"

Die Näherstehenden wurden aufmerksam und spitzten die Ohren. Jedermann, auch der Ahnungsloseste, mußte merken, daß es sich um etwas Außergewöhnliches handelte, wenn er die Gesichter der Beteiligten ansah.

Blaß wie eine Tote trat Florence einen Schritt zurück, den Arm noch halb erhoben und ihren Gatten mit einem drohenden Blick ansehend. Auch Leutnant v. Wellhofen war zunächst sprachlos vor Aufregung und Zorn. Nur schwach, aber leidenschaftlich bewegt klangen die hübschen Rhythmen der „Donauwellen" herüber.

„Aber Durchlaucht," sagte endlich Oberleutnant Tauffy begütigend und zuredend, „es handelt sich ja nur um einen Walzer."

„Sie irren, Herr Oberleutnant," antwortete Frantitschek hochmütig, „es handelt sich um keinen Walzer."

Irgend jemand aus der Umgebung lachte kurz und spöttisch auf.

Mit einer raschen, unwillkürlichen Bewegung griff Wellhofen mit der rechten Hand nach der linken Seite, wo er sonst den Säbel trug, dann aber ließ er die Hand sinken, machte eine flüchtige Verbeugung und sagte leise, aber mit nervös zuckenden Lippen: „Wir sprechen uns weiter."

Verächtlich lächelnd drehte sich Frantitschek um und zuckte die Schultern.

„Das gibt was!" flüsterte einer der am nächsten Stehenden seinem Nachbar zu, und beide gingen rasch davon, um diese sensationelle Neuigkeit weiter zu kolportieren.

Ohne eine Antwort abzuwarten, hatte sich Herr v. Wellhofen auf dem Absatz umgedreht und war im nächsten Augenblick in einem Nebenraum verschwunden. Langsam und ernst folgte ihm Tauffy.

Wie wenn jemand aus einem schönen, seligen Traum erwacht, der ihm alle Herrlichkeiten der Erde und des Himmels vorgespiegelt, und sich nun plötzlich am Rande eines fürchterlichen Abgrundes liegen sieht, so war es Florence zu Mut. Mit einem Schlag lagen alle ihre Pläne, alle ihre Träume, ihre Hoffnungen in Trümmern. Immer mehr und mehr, immer fürchterlicher und unerträglicher sah sie in Frantitschek ihr Verhängnis, den Schatten, der auf ihrem ganzen Dasein lag.

„Ich will nach Hause!" sagte sie kurz und befehlend.

Ihr Mann entgegnete nichts. Ruhig, als ob nichts geschehen wäre, ohne seiner Gemahlin auch nur den Arm zu bieten, schritt er dem Ausgang zu.

17.

Als Prinz Frantitschek am nächsten Morgen erwachte, klatschte der Regen gegen die Fenster. Es war ein trostloses Wetter, einer von jenen Tagen, an welchen viele Leute am liebsten im Bett liegen bleiben möchten. Auch Frantitschek wäre am liebsten liegen geblieben. Er hatte schlecht geschlafen, war infolgedessen spät aufgewacht und in denkbar schlechter Laune. Sein Magen war nicht der beste. Einige Glas Champagner, namentlich wenn, wie gewöhnlich, zu kalt genossen, verursachten ihm die abscheulichsten Nachwehen. Schließlich bequemte er sich doch, aufzustehen. Der Schwächling mit den blassen, verlebten Zügen und matten Augen, mit dem dürren, wie

Das Museum Carnuntinum in Deutsch-Altenburg. (S. 260)
Nach einer Photographie von H. Schuhmann in Wien.

eckigen Schädel, der in seiner halben Kahlheit etwas Greisenhaftes hatte, erhob sich, um seinem Kammerdiener zu klingeln, damit er die Toilette in Angriff nehme. Prokop erschien.

„Welche Zeit ist es, Prokop?" fragte ihn Frantitschek.

„Es ist halb elf Uhr, Durchlaucht."

Frantitschek gähnte und besah sich dabei im Spiegel, drehte sich aber gleich darauf um. Er sah zu schrecklich aus.

„Gnädiger Herr," begann Prokop von neuem, indem er seinen Herrn in Behandlung nahm, „es ist ein Herr im Salon, der mit Eurer Durchlaucht sprechen will."

„Mit mir? Wer ist der Kerl?"

„Auf seiner Karte, die er mir übergeben, steht Oberleutnant Leopold Tauffy."

Frantitschek sah verdutzt einen Augenblick vor sich hin. Die Szene mit Wellhofen, die er auf dem Balle gehabt, dämmerte allmählich wieder in seinem Geiste auf.

„Tauffy? Was will er denn, Prokop?"

„Der Herr war schon dreimal an diesem Morgen hier. Das erste Mal gleich nach sechs Uhr, als ich selbst noch schlief."

„Er ist wohl verrückt?"

„Ich weiß nicht. Er wünscht durchaus mit Eurer Durchlaucht zu sprechen."

„Den Teufel auch, aber ich wünsche nicht mit ihm zu sprechen."

„Er sagt, er müsse in jedem Falle mit Eurer Durchlaucht sprechen und werde nicht mehr aus dem Hause gehen, bis das geschehen sei."

„Vollständig verrückt. Und er sitzt im Salon?"

„Ja."

„So laß ihn sitzen!"

Lange Pause. Der Regen klatschte noch immer gegen die Fenster. Frantitschek fröstelte und versuchte nachzudenken. Er hatte ja eine Menge Zimmer. Wozu brauchte er in den Salon zu gehen, wenn er nicht mochte? Er kam oft wochenlang nicht hin, weshalb sollte er gerade jetzt hingehen? Frantitschek hatte eine dunkle Ahnung, daß es sich um eine unangenehme Geschichte handeln würde. Der Vorgang in der verflossenen Nacht dämmerte immer deutlicher vor ihm auf, wenn er sich auch noch nicht ganz genau besinnen konnte, was eigentlich geschehen war. Als Prokop die Toilette beendet hatte, wollte sein Gebieter durch ein rückwärtiges Zimmer nach dem Speisesaal gehen, um etwas zu frühstücken, als es energisch an die Tür seines Toilettenzimmers klopfte.

Sprachlos vor Staunen über diese unerhörte Kühnheit sahen sich Herr und Diener eine Weile stumm an. Während dieser Zeit trat Oberleutnant Tauffy in das Zimmer ein. Tauffy war gerade kein Riese, aber doch ein hübscher, stattlicher Mann, der in seiner soldatischen Strammheit und dem tiefen Ernst, mit dem er eintrat, seinen Eindruck nicht verfehlte.

„Eure Durchlaucht werden verzeihen," sagte er gemessen und höflich, „wenn ich der Sache zuliebe, die mich herführt, die gewöhnlichen Rücksichten beiseite setzen muß."

„Herr Oberleutnant — —" begann Frantitschek, erstaunt tuend.

„Ich habe um eine Unterredung unter vier Augen zu ersuchen," unterbrach ihn Tauffy streng.

„Und wenn ich dazu zufällig keine Zeit habe?" fragte Frantitschek.

„In einer Ehrensache hat man immer Zeit," erwiderte Tauffy.

Frantitschek sah, daß er der Unterredung nicht ausweichen konnte, so sehr er das auch anfänglich gewünscht hatte. Er machte also eine leichte Verbeugung vor dem Offizier und lud ihn mit einer stummen Handbewegung ein, in ein Nebenzimmer einzutreten, wo die beiden Herren allein waren.

„Was wünschen Sie, Herr Oberleutnant?" fragte Frantitschek kurz.

„Ich bin im Auftrage des Leutnants v. Wellhofen hier, um von Ihnen Satisfaktion für die ihm zugefügte Beleidigung

zu fordern," antwortete Tauffy ebenso kurz und gemessen.

„Ich bin mir keiner Beleidigung bewußt und werde mich unter keinen Umständen dazu herbeilassen, dem Herrn Satisfaktion zu geben."

„Die Entscheidung darüber wird dem Ehrenrat obliegen. Dagegen steht es in Ihrer freien Wahl, ob Sie sich zu einer Satisfaktion mit der Waffe in der Hand herbeilassen wollen oder eine Behandlung mit der Reitpeitsche vorziehen."

In Frantitscheks Kopf begann es zu hämmern und zu fiebern. Alles, was Tauffy sagte, klang so glatt und bestimmt, so kurz und bündig, daß der Prinz meinte, sich so viel wie möglich Ansehen geben zu müssen. Was dann später geschah, war ja noch nicht ausgemacht.

Geöffnet.

Geschlossen.

Die neue zweigeschossige Eisenbahn- und Straßendrehbrücke in Hamburg. (S. 260)
Nach Photographien von Strumper & Co. in Hamburg.

Er lächelte also vornehm und verächtlich, sah den Oberleutnant von oben bis unten an und sagte nach einer kleinen Pause: „Ich weiß nicht, wie Sie zu der Ansicht kommen, daß ich in dieser Weise mit irgend jemand zu verhandeln veranlaßt werden könnte."

„Sie haben nur nötig, mir Ihren Vertreter in dieser Sache zu nennen, und ich ziehe mich dann sofort zurück," erwiderte Tauffy.

„Ich werde Ihnen noch heute meinen Vertreter in dieser Sache brieflich mitteilen."

„Wird mir sehr angenehm sein. Meine Wohnung steht auf meiner Visitenkarte. Damit aber ja keine Verzögerung eintritt, wiederhole ich auch noch persönlich, daß ich Mariahilferstraße wohne, wo ich bis heute abend sechs Uhr Ihre Benachrichtigung oder noch besser Ihren Vertreter selbst erwarte, denn Herr v. Wellhofen hat nicht die Absicht, diese Angelegenheit verschleppen zu lassen."

„Schon gut, schon gut, Herr Oberleutnant. Adieu."

Ohne ein Wort der Erwiderung ging Tauffy fort. Er mochte wohl schon ahnen, in welcher Weise sich Prinz Frantitschek zu der Angelegenheit stellen würde, aber momentan konnte er nichts machen. Er mußte ihm Zeit lassen, seinen Vertreter zu wählen und sich mit ihm zu besprechen.

Frantitschek sah dem Offizier einen Augenblick nachdenklich nach und ging dann langsam nach dem Speisesaal, um zu frühstücken.

Welcher Unsinn! dachte er dabei. Weil er seiner Frau nicht erlaubt hatte, mit ihrem früheren Liebhaber zu tanzen, sollte er sich totschießen oder mit einem Degenstich im Leibe auf den Rasen niederstrecken lassen? Fiel ihm ja gar nicht ein! Er, der Prinz Karlstein, sollte sich einem armen Teufel von Leutnant, der nichts zu hoffen und nichts zu verlieren hatte, gegenüberstellen? Nicht um eine Welt!

Aber es mußte sich natürlich ein Arrangement der Sache finden. In irgend einer Weise mußte sie erledigt werden. Das war ja klar. Es mußte auch alles so geregelt werden, daß man beiderseits zufrieden war, und weitere Unannehmlichkeiten vermieden wurden.

Nachdenklich trat er in den Speisesaal ein. In einer Fensternische, den Rücken ihm zugewandt, den Kopf in die Hand gestützt, saß Florence. Frantitschek stutzte. Obgleich kein direktes Anzeichen dafür vorlag, hegte er sofort die Vermutung, daß sie hier auf ihn gewartet habe.

Sowie er eintrat, stand sie auf.

„Guten Morgen, Florence," sagte er. „Wie hast du geschlafen?"

„Reden wir nicht davon," antwortete die Prinzessin. „Willst du nicht frühstücken?"

„Frühstücken? Hm. Ich will es versuchen. Wo ist Susanne?"

„Sie ging soeben hinaus. Aber ich kann dir ja deine Schokolade selbst zurechtmachen. Oder willst du Tee?"

„Wenn du so liebenswürdig sein willst, eine Tasse Tee und ein paar Kakes. Mir ist scheußlich."

„Du Armer!" sagte Florence bedauernd und machte sich sofort mit etwas auffälligem Eifer darüber her, ihm seinen Tee zu bereiten und die Biskuits zurechtzustellen.

„Du hattest vorhin schon Besuch?" fragte sie dann wie zufällig nach einer Pause.

„Ja. Woher weißt du —?"

„Ich fragte vorhin nach dir. Da wurde es mir gesagt. Hoffentlich nichts Unangenehmes?"

Er sah sie mit einem hastigen, fast erschrockenen Blick scharf prüfend an. Sein Mißtrauen wurde wach. Schon als sie so auffällig verwandelt auf der Schattenburg gebeten hatte, sie mit nach Wien zu nehmen, hatte er sich gefragt: Was hat sie denn? Was will sie? Aber er hatte sich dann wieder mit der Antwort beruhigt: Sie will sich amüsieren. Sie langweilt sich auf dem alten Eulennest. Aber diese Antwort hielt jetzt nicht mehr Stich. Man amüsiert sich nicht, indem man stundenlang wartet, um jemand eine Tasse Tee zurechtzumachen. Auch die Begegnung mit Wellhofen mußte, wenn er seine Frau auch nur oberflächlich kannte, andere Wünsche in ihr rege machen, als die Liebenswürdige zu spielen und ein Plauderstündchen beim Frühstück herbeizuführen.

„Unangenehmes?" wiederholte er zögernd und fragend. „Ich wüßte nicht, was mir Unangenehmes passieren sollte."

„Wer war da?"

„Ein Oberleutnant namens Tauffy."

Sie wurde etwas bleicher und hielt in ihrer Hantierung einen Augenblick inne, faßte sich aber sogleich wieder, indem sie leichthin sagte: „Aha, ich verstehe. Ein Pferdehandel oder dergleichen?"

„Ungefähr so etwas," erwiderte er gleichgültig.

Sie setzte ihm die Tasse vor und goß ihm ein.

Marschall Oyama. (S. 260)

Übellaunisch und mißtrauisch sah er in den Tee hinein. Er hatte eine so sonderbare Farbe. Auch der Geruch schien ihm etwas eigentümlich zu sein. Ein fürchterlicher Verdacht stieg plötzlich in ihm auf, der alles Auffällige in ihrem Wesen zu erklären schien. Sie wollte ihn beiseite schaffen! Sie hatte, wenn auch nicht die Gewißheit, so doch die Befürchtung eines bevorstehenden Ehrenhandels zwischen ihm und Wellhofen und wollte auf diese Weise die Angelegenheit in ihrem Sinne erledigen.

Er tat so, als ob er den Tee versuchen wolle.

„Was ist denn in dem Tee?" fragte er plötzlich scharf.

Mit einer hastigen Bewegung, wie erschrocken, wandte sie sich nach ihm um.

„Was soll denn darin sein?" fragte sie erstaunt.

„Koste mal!" sagte er hart und befehlerisch.

Verwundert sah sie ihn an. Sie schien seinen Gedankengang sofort zu erraten und stand einen Augenblick zögernd still. Dann nahm sie die Teetasse und nippte davon.

„Wie komisch du bist," sagte sie, „der Tee schmeckt wie immer."

„Trink nur, trink. Du mußt ordentlich kosten," drängte er.

Wenn sie noch im Zweifel gewesen wäre, was er dachte und fürchtete, so hätte sie an seiner Aufregung, an seiner hitzigen und heftigen Art sehen müssen, was in ihm vorging. Ohne ein Wort zu sagen, setzte sie die Tasse an den Mund und trank sie aus. Welch herrliches Leben! mochte sie dabei denken — welch wunderliches Eheglück, in dem die eigene Frau als Giftmischerin angesehen wird!

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Der neue Direktor des königlich preußischen Instituts für Infektionskrankheiten in Berlin, Geheimer Medizinalrat **Professor Dr. Georg Gaffky**, ist am 17. Februar 1850 in Hannover geboren, studierte auf der militärärztlichen Bildungsanstalt in Berlin und trat dann als Militärarzt in das Heer ein. Im Jahre 1880 wurde er zum kaiserlichen Gesundheitsamt versetzt, und dort Robert Kochs begeisterter Schüler und Assistent. Als solcher begleitete er Koch auf der 1883 vom Deutschen Reich nach Ägypten und Ostindien gesandten Choleraexpedition, 1888 ging er als Professor der Hygiene nach Gießen, 1892 war er während der furchtbaren Cholerafeuche in Hamburg als Berater der dortigen Behörden tätig, 1897 stand er an der Spitze der Expedition, die von der deutschen Regierung zur Erforschung der Pest nach Indien geschickt wurde. — Das vor kurzem eröffnete **Museum Carnuntinum in Deutsch-Altenburg** an der Donau ist dazu bestimmt, die geschichtlichen Funde und Altertümer aufzubewahren, die man an der Stelle, wo einst die alte Römerstadt Carnuntum stand, seit vielen Jahren durch Ausgrabungen gemacht hat. Es besteht aus einem 450 Quadratmeter bedeckenden hohen Mittelbau mit niedrigen Seitenflügeln und wurde nach den Plänen des Oberbaurats Friedrich Ohmann in Wien von dem Architekten August Kirstein für die Summe von 106,000 Kronen aufgeführt. Es enthält unter anderen seltenen Schätzen einen Mithrasstein, der der größte seiner Art ist. — Eine hervorragende Leistung deutscher Ingenieurkunst ist die **neue zweigeschossige Eisenbahn- und Straßendrehbrücke** über den Oberhafenkanal in **Hamburg.** Das obere Geschoß, das für die Eisenbahn bestimmt ist, hat eine Breite von über 16 Meter und trägt 4 Geleise; das 6 Meter tiefer liegende Geschoß — die Straßenbrücke — hat eine 7 Meter breite Fahrbahn und zwei je 3,5 Meter breite Fußsteige. Damit den Segelschiffen das Passieren möglich sei, wurde ein 48 Meter langer Teil der Brücke als Drehbrücke konstruiert, die durch Preßluft in $1^3/_4$ Minuten, durch einen Benzinmotor in $4^1/_2$ Minuten und im äußersten Notfalle durch Handkraft in $1^1/_2$ Stunden geöffnet oder geschlossen werden kann. — Der japanische Oberkommandierende in der Mandschurei, **Marschall Oyama,** ist ein kleiner, untersetzter Mann von 60 Jahren, ungemein kenntnisreich, erfahren, lebhaften Geistes und schnell von Entschluß. Er diente während des deutsch-französischen Krieges im französischen Heere. Er war längere Jahre Kriegsminister, vorübergehend auch Marineminister, seit 1899 Chef des Generalstabes. Im japanisch-chinesischen Kriege erwarb er sich die größten Verdienste durch Eroberung von Port Arthur und Weihaiwei.

Venezianisches Fest auf dem Dutzendteich bei Nürnberg.

Venezianisches Fest auf dem Dutzendteich bei Nürnberg.

(Mit Bild.)

Der Dutzendteich vor dem Frauentore Nürnbergs, ein am Waldrande gelegener kleiner See mit stattlichen Restaurationsräumlichkeiten am Ufer, bietet den Bewohnern der altberühmten Frankenstadt Gelegenheit zur Erholung und Veranstaltung sommerlicher Feste. Über hundert Boote laden hier zur Wasserfahrt ein. Auch Motorboote für größere Gesellschaften schießen über die Sonntags stets von zahlreichen Gästen belebte Wasserfläche. Ein Inselchen bildet einen beliebten Landepunkt. Bei einem sogenannten venezianischen Fest werfen bengalische Feuer ihren magischen Schein auf den See, und alle Boote sind geschmückt mit Laub- und Blumengewinden, Fahnen und bunten Papierlaternen und dicht gefüllt mit fröhlichen Menschen.

Das Gießen der Spiegelscheiben.

(Mit Bild auf Seite 261.)

Das sogenannte Tafelglas wird für kleinere Spiegel und Spiegelscheiben zwar wie das Fensterglas durch Blasen und Strecken gewonnen, für feinere Spiegel und die großen Platten der Schaufenster stellt man dagegen durch Gießen bei weitem schönere und reinere Spiegeltafeln her. Dem Schmelzen der leichtflüssigen Natronglasmasse im Schmelzofen folgt der Reinigungsprozeß im Kühlofen. Der mit der flüssigen Glasmasse gefüllte Behälter wird mittels eines Krans emporgehoben und bis vor die eiserne Gußplatte gebracht. Dort packen ihn zwei Arbeiter mit zangenähnlichen Hand-

Das Gießen der Spiegelscheiben. (S. 260)

haben und stürzen ihn um, daß der Inhalt sich über die Platte ergießt. In demselben Augenblick wird eine schwere gußeiserne Walze, die an dem Ende der Platte in Gabeln liegt oder an Riemen hängt, in gleichmäßigem Tempo über die Gußplatte hinweggeführt. Arbeiter, die vor dem Gesicht eine schützende Maske tragen, helfen mit Abschäumkrücken nach und beseitigen fehlerhafte Bildungen. Nach dem langsamen Abkühlen der Spiegelplatte wandert sie in die Schleifmühle.

Die Kreuzfahrt der „Lucknow".

Erzählung von **D. B. Warren.**

(Nachdruck verboten.)

Der Zug nach Portsmouth stand an einem Maiabend des Jahres 1870 auf dem Bahnhofe des englischen Seebades Brighton zur Abfahrt fertig. Gerade wollte er sich in Bewegung setzen, als im Laufschritt ein vielleicht dreißigjähriger Mann erschien.

„Hierher, Wilmot!" rief aus einem Wagenabteil zweiter Klasse ein ungefähr gleichaltriger Herr. Der Neuangekommene sprang in den Wagen, die Tür wurde zugeschlagen, und der Zug jagte aus dem Bahnhof hinaus.

„Das war die höchste Zeit, Oberzahlmeister Wilmot. Beinahe kamen Sie zu spät, und wir segeln morgen mit der „Lucknow" auf drei Jahre nach dem Mittelländischen Meer. Ich versichere Ihnen, unser Kommandant hätte Ihnen eine Verspätung sehr übelgenommen."

„Ich weiß es, Leutnant Maclean. Jackson ist ein alter Seebär und kann sehr rücksichtslos werden. Zum Glück bin ich noch zurechtgekommen."

„Wohl verspätet beim Abschiednehmen von der schönen Miß Maudlin Driver, der Tochter des reichen Citykaufmanns?"

„Ach, gehen Sie doch mit Ihren Scherzen!" sagte abwehrend Wilmot, aber dann setzte er sich still in seiner Ecke zurecht und träumte von eben dieser schönen Maudlin Driver, um deren Gunst er sich seit Jahren beworben, und die ihn so grausam behandelt hatte, grausam — bis vor einer halben Stunde. Als er da beim Abschiedsbesuch im Hause ihres Vaters ihr sagte, daß er auf drei Jahre fortgehe, hatte er plötzlich Tränen in ihren Augen gesehen, und die schöne, grausame Miß Maudlin hatte ihm warm die Hand gedrückt und ihm gesagt, daß sie sich sehr, sehr freuen würde, wenn der Herr Marineoberzahlmeister Wilmot ihr recht oft schreiben würde. Weitere Kundgebungen Maudlins hatte der Eintritt des Vaters verhindert, aber Wilmot war in einen solchen Glückstaumel geraten, daß er fast den letzten Zug, den er nach dem Kriegshafen Portsmouth benutzen konnte, versäumt hatte.

— — — — — — — — — —

Acht Wochen später dampfte das englische Kriegsschiff „Lucknow" an der Riviera entlang. Monaco, die Hauptstadt des gleichnamigen kleinen Fürstentums, kam in Sicht. Daneben, auf einem in das Meer hinausspringenden Vorgebirge, winkte das Kasino von Monte Carlo, die berühmte Spielhölle, mit seinen herrlichen Gartenterrassen.

Auf der „Lucknow", die in der Nähe der Küste vor Anker ging, wurde ein Boot ausgesetzt, mit dem ein Offizier an Land gehen sollte, um der Regierung des Fürstentums den Anstandsbesuch zu machen. Gleichzeitig sollte der Oberzahlmeister an Land gehen, um die Briefe auf dem Postamt in Monaco für die Schiffsbesatzung in Empfang zu nehmen.

Der Offizier, der in voller Gala in das Boot stieg, war Maclean, und ihm folgte Martin Wilmot.

Letzterer hatte sehr fleißig an Maudlin geschrieben: von Gibraltar aus, wo die „Lucknow" eine volle Woche vor Anker lag, und von Cartagena aus. Er hatte in beiden Briefen gebeten, daß ihm Maudlin eine Antwort nach Monaco senden möge, und ihr auch den Tag angegeben, an welchem die „Lucknow" voraussichtlich dort eintreffen würde.

Von der Antwort Maudlins hing nun sein Schicksal ab. Er hatte in seinen Briefen einen Ton angeschlagen, der eine Liebeserklärung vielleicht nicht direkt aussprach, aber unmöglich mißverstanden werden konnte. Nun kam es darauf an, was Maudlin ihm antwortete.

Sobald das Boot anlegte, eilte Wilmot vom Ufer die ansteigenden Straßen zur Stadt hinauf. Bald war er am Postschalter und fragte nach Briefen für die „Lucknow". Es waren eine Menge Briefe da, der Postbeamte gab sie ihm mit einem Namensverzeichnis der Empfänger, das alphabetisch geordnet war. Für den Oberzahlmeister Martin Wilmot war kein Brief dabei.

Vor der Tür des Posthauses jedoch empfing ihn ein heiteres Lachen, das ihn sofort in den siebenten Himmel versetzte — Maudlins Lachen!

Da stand sie selbst, schöner als je, denn eine liebliche Röte bedeckte ihr Gesicht, und ihre kleine Hand zitterte ein wenig, als sie sie dem Oberzahlmeister entgegenstreckte.

„Da bin ich selbst!" sagte sie lustig. „O, wie böse mögen Sie auf mich gewesen sein, als Sie keinen Brief fanden! Aber ich bin mit meinem Vater schon seit vierzehn Tagen an der Riviera und seit drei Tagen hier."

Sein frisches männliches Gesicht sah so verändert aus durch die Glückseligkeit, die ihn erfüllte, aus seinen Augen sah Maudlin so viel innige Liebe leuchten, daß sie sich vergaß und seine Hand drückte, zum ersten Male.

Erschreckt entzog sie sich ihm, und es war ein Glück, daß Maudlins Vater auf der Bildfläche erschien.

— — — — — — — — — —

Es ist eine allgemein bekannte, aber unangenehme Tatsache, daß in jedem Becher der Freude einige Tropfen Wermut sich befinden. Das sollte auch Wilmot bald kennen lernen. Er hatte sich vom Kapitän Urlaub ausgebeten und ließ sich vorläufig vom Unterzahlmeister Fowler vertreten, während er in Monaco blieb und stündlich mit der schönen und liebenswürdigen Maudlin zusammen war.

Aber es gab in der Idylle einen Störenfried, welcher dem Oberzahlmeister schwere Besorgnisse einflößte. Das war Sir Broker, ein junger und reicher Baronet, der den alten Driver und seine Tochter auf der Reise begleitet hatte und jetzt nicht mehr von Maudlins Seite wich. Seine Bewerbungen um die schöne Kaufmannstochter waren sehr ernsthaft, und für Maudlin mußte die Heirat mit einem Edelmann als ein außerordentliches Glück erscheinen, da sie dadurch in die „Gesellschaft" kam, was dem Engländer aus dem Bürgerstande als der höchste Ehrgeiz gilt. Driver schien jedenfalls so zu denken, denn er fühlte sich außerordentlich geehrt durch die Annäherungsversuche des Baronets. Natürlich kam es vor allem auf Miß Maudlin an. Diese ließ sich die Huldigungen des Baronets wohl gefallen, aber wenn sie auch nicht besonders liebenswürdig gegen ihn war, so mußte dieser Sir Broker für Wilmot doch ein sehr bedrohlicher Nebenbuhler sein. —

Drei Tage waren vergangen. Es war Vormittags gegen neun Uhr, als der Kellner Wilmot beim Frühstück einen Brief überreichte. Dieser war von der Hand Maudlins und lautete:

„Heute vormittag um zehn Uhr fahre ich mit meinem Vater und Sir Broker nach Nizza zu mehrstündigem Aufenthalt. Ich ahne Schlimmes. Die Reise ist zwischen meinem Vater und Sir Broker verabredet und soll anscheinend mit einem Heiratsantrag und einer Verlobung enden. Wenn Ihnen etwas daran liegt, daß ich nicht die Frau Sir Brokers werde, so stellen Sie sich wie zufällig auf dem Bahnhofe ein und fahren Sie mit nach Nizza. Sind Sie nicht auf dem Bahnhofe, so weiß ich das zu deuten. Vielleicht ist das, was ich Ihnen hier schreibe, sehr sonderbar, aber ich befinde mich in einer Zwangslage. Maudlin."

Dieser Brief versetzte Wilmot in höchste Erregung. Natürlich würde er auf dem Bahnhofe erscheinen und mit nach Nizza fahren; daran sollte ihn nichts auf der Welt verhindern. Als er aber im Begriff war, nach dem Bahnhofe zu gehen, stellte sich der Unterzahlmeister Fowler ein, der immer Vormittags bei Wilmot erschien, um sich dienstliche Weisungen zu holen. Heute brachte er sehr wichtige Dinge mit. Erstens war von der Admiralität an die Adresse des Oberzahlmeisters ein Geldbrief mit hunderttausend Franken für die Schiffskasse angekommen. Die „Lucknow" hatte nämlich in Gibraltar eine große Maschinenreparatur vornehmen lassen, und diese war bezahlt worden. Es befanden sich zwar noch über hundertsechzigtausend Franken in der Schiffskasse, aber diese reichten nicht für alle Fälle aus. Deshalb kam das Geld. Zweitens sollte Wilmot einige Zahlungen in französischem Gold an Kaufleute leisten, die frischen Proviant geliefert hatten.

Eigentlich mußte nun Wilmot nach der Post gehen, dort den Geldbrief erheben, an Bord des Kriegsschiffes zurückkehren, die große Summe im Geldschrank verwahren und aus den Kassenvorräten die Zahlungen leisten. Wenn das Wilmot aber tat, so konnte er nicht auf den Bahnhof gehen, und dann war alles für ihn aus. Maudlin, die sein Fernbleiben anders deutete, kehrte wahrscheinlich aus Nizza als die Verlobte Sir Brokers zurück. Das durfte nicht sein!

Wilmot tat nun etwas, was wahrscheinlich auch jeder andere an seiner Stelle getan hätte, das aber ganz und gar gegen seine Instruktion war. Er ging mit Fowler eilig nach der Post, erhob den Geldbrief und gab ihn Fowler; ebenso gab er ihm die Schlüssel zum Geldschrank und bat ihn, die Zahlungen zu leisten. Er schärfte dem Unterzahlmeister nochmals Vorsicht und Genauigkeit in der Erledigung der Geschäfte ein und verabschiedete sich dann von ihm, um nach dem Bahnhofe zu eilen. Mit lieblichem Erröten und einem geradezu zärtlichen Blick empfing ihn dort Maudlin, sehr ungelegen schien er Mr. Driver zu kommen, und Sir Broker konnte kaum seinen heftigen Unwillen verbergen.

— — — — — — — — — —

In dem wunderbaren, mit tropischen Pflanzen besetzten Garten des „Grand Hotel" in Nizza wurde von Driver und seinen Begleitern das Mittagsmahl eingenommen. Nachdem es vorüber war, legte Sir Broker die Serviette fort, erhob sich mit einem Ruck und sagte mit einer gewissen Feierlichkeit zu Maudlin: „Miß Driver, darf ich Ihnen einen kleinen Spaziergang durch den herrlichen Garten vorschlagen?"

„Geh, mein Kind, geh!" fiel Mr. Driver ein. „Was Sir Broker dir zu sagen hat, besitzt meine volle Zustimmung."

Maudlin warf Wilmot noch einen Blick zu, den dieser in seiner Aufregung nicht ganz zu deuten wußte.

Driver wollte anscheinend die Aufmerk-

samkeit Wilmots ablenken, wenigstens von dem Paare, das soeben hinter der nächsten Pflanzengruppe verschwand. Er rief nach Champagner und füllte unter einem Schwall von Redensarten über das schöne Wetter und die herrliche Gegend die Gläser, indem er Wilmot energisch zum Trinken aufforderte.

Soeben hatte Driver, der selbst erregt schien, das dritte Glas hinuntergestürzt, als sich sein Gesicht plötzlich verlängerte, denn schon kehrten Maudlin und Sir Broker von ihrem Spaziergange wieder zurück, und das Gesicht des jungen Baronets sah so finster aus, daß Driver fast darüber erschrak.

Maudlin trat an den Tisch und sagte, halb zu ihrem Vater, halb zu Wilmot gewendet: „Sir Broker hat mir soeben die Ehre erwiesen, mir einen Heiratsantrag zu machen. Ich konnte ihn nicht annehmen, da meine Hand nicht mehr frei ist. Bitte, teuerster Wilmot, wollen Sie Sir Broker bestätigen, daß ich schon seit einigen Monaten Ihnen mein Jawort gegeben habe?"

Wilmot erhob sich sofort, und Maudlin ergriff seinen Arm und schmiegte sich an ihn.

Sir Broker machte eine steife Verbeugung und verschwand, ohne ein Wort zu sagen. Driver aber war so verblüfft, daß er ebenfalls kein Wort herausbrachte.

„Du siehst, Vater, ich habe mein Wort gehalten — ich habe mich in Monaco verlobt! Wenn meine Wahl anders ausfiel, als du vielleicht dachtest, so vergiß nicht, daß ich eben ältere Verpflichtungen hatte."

Driver hatte sich inzwischen von seiner Überraschung erholt. Er erhob sich und reichte mit sauer-süßem Lächeln Martin die Hand. „Well, Mister Wilmot!" sagte er. „Ich habe nichts gegen Sie als Schwiegersohn, habe Sie immer ganz gern gehabt. Nur dir, Maudlin, muß ich den Vorwurf machen, daß du mir vorher nichts gesagt hast. Die heutige Szene mit Sir Broker hätte vermieden werden können."

„Ich durfte nicht sprechen, Vater. Das Geheimnis gehörte nicht mir allein, und mit Wilmot konnte ich kein Wort in dieser Angelegenheit verhandeln, denn wir waren in den letzten Tagen niemals ohne Zeugen." —

Eine halbe Stunde später wandelten die Verlobten im Garten. „Ich bin dir eine Aufklärung schuldig," sagte Maudlin zu Wilmot. „Ich habe vor einigen Wochen einen heftigen Zwist mit meinem Vater gehabt. Er forderte, ich sollte endlich einmal einen Mann wählen, und ich versprach ihm, daß ich innerhalb drei Monaten den ersten wählen würde, der mir einen Heiratsantrag mache. Ich hoffte, du würdest vor deiner Abreise einen Antrag machen. Das geschah aber nicht, und ich beschloß natürlich, nach Möglichkeit alle Heiratsanträge zu verhindern. Da begann Sir Broker mit seinen Bewerbungen und ging so scharf vor, daß ich nach Monaco floh, um dich hier zu treffen und dich zur Entscheidung zu zwingen. Aber Sir Broker kam mit, und du sprachst, wie früher, kein Wort. So mußte es zu einer Katastrophe kommen, die nur in der Weise vereitelt und zu unseren Gunsten gewendet werden konnte, wenn ich so handelte, wie dies heute geschah. Natürlich, wenn du nicht mit der Lösung einverstanden sein solltest —"

Die Liebenden waren durch dichtes Lorbeergebüsch allen Blicken entzogen; Wilmot zog Maudlin an sich und küßte sie leidenschaftlich und zärtlich. Das war ihm leichter als das Sprechen.

— — — — — — — — — — —

„Kommen Sie sofort an Bord, es handelt sich um sehr wichtige Dinge! Zögern Sie keinen Augenblick!"

So lautete ein Brief von der Hand Macleans, der Wilmot am nächsten Morgen um acht Uhr übergeben wurde. Er warf sich in seine Kleider und eilte an Bord. Oben am Fallreep stand Maclean und sagte, ohne auf die dringende Frage Wilmots zu antworten, kurz: „Kommen Sie nur mit!" Maclean ging in die Kajüte, in der sich das Zahlmeisterbureau befand, und hob hier den Teppich, der auf dem Boden lag, von einem Körper.

Entsetzt trat Wilmot zurück. Er stand vor der Leiche des Unterzahlmeisters Fowler. Maclean wies auf eine Wunde an der rechten Schläfe des Toten.

„Er hat sich heute morgen erschossen. Er hat einen Brief an Sie zurückgelassen, der dort auf dem Tisch liegt, und ein Bund Schlüssel, ich glaube, es sind die vom Geldschrank. Ich fürchte, Wilmot, die Kasse ist nicht in Ordnung."

Hastig griff Wilmot nach dem für ihn bestimmten Briefe des Toten und las folgendes:

„Mr. Wilmot! Ich habe Sie als Untergebener und Mensch um Verzeihung zu bitten, weil ich Ihr Vertrauen mißbraucht und Sie in schwere Ungelegenheiten gebracht habe. Ich bin von Hause aus ein armer Teufel und habe immer den glühenden Wunsch gehabt, reich zu sein, um ganz nach meinen Wünschen leben zu können. Als wir die Reise nach dem Mittelmeer antraten, bildete sich bei mir die fixe Idee aus, daß ich an der Spielbank von Monte Carlo ein Vermögen gewinnen würde. Ich habe mir in Gibraltar und Cartagena Bücher über das Spiel und die mathematischen Berechnungen der Gewinnchancen gekauft und mich in meinen Mußestunden nur mit diesen Berechnungen beschäftigt. Ich kam dabei zu der Überzeugung, daß man nur mit großem Kapital an der Spielbank ein Vermögen gewinnen könne. Als Sie mir heute den Geldbrief und die Schlüssel zum Kassenschrank gaben und mir mitteilten, daß Sie erst in vierundzwanzig Stunden an Bord zurückkehren würden, schien mir dies ein Wink des Schicksals zu sein. Ich wollte mit dem Gelde mein Glück versuchen und, wenn ich ein Vermögen gewonnen hatte, das aus der Schiffskasse Entlehnte wieder zurückgeben. Das Schicksal hat gegen mich entschieden. Ich habe an der Spielbank von Monte Carlo in zwei Stunden das gesamte Geld der Schiffskasse verloren. Es bleibt mir nichts anderes übrig als die Kugel. Wenn Sie können, so verzeihen Sie mir. M. Fowler."

Eine Ordonnanz rief Wilmot zum Kapitän. Der alte Seemann empfing ihn mit finsterem Gesicht.

„Erzählen Sie mir," sagte er kurz, „wie Sie dazu kamen, sich gegen die Vorschrift zu vergehen und Fowler die Kasse anzuvertrauen."

Wilmot hatte keine Veranlassung, seine Verlobung mit Maudlin Driver geheimzuhalten, er erzählte dem Kapitän alles.

„Also ein Weib steckt dahinter!" brummte Kapitän Jackson. „Dacht' ich's doch. Und diese Gaunerbande in Monaco — das Gezücht ist noch schlimmer als die Weiber! Aber ich werde ihnen zeigen, was ein britischer Seemann ist. Dieser Fowler war offenbar verrückt, seine Tat wäre sonst gar nicht zu erklären. Sie sind 'reingefallen, Oberzahlmeister; den einen bringen die Weiber, den anderen bringt das Spiel um. Tut mir leid. Sie sind für Fowlers Untreue verantwortlich, und in zweiter Linie ich, als Kommandant. Sie haben vorläufig Bordarrest, führen aber die Geschäfte weiter. Das weitere werden wir sehen."

Jackson winkte, und Wilmot war entlassen.

— — — — — — — — — —

Kapitän Jackson ging eine halbe Stunde sinnend in seiner Kajüte auf und ab, dann klingelte er und befahl der eintretenden Ordonnanz: „Leutnant Maclean soll sofort zu mir kommen!"

Zwei Minuten später stand der Leutnant vor dem Kommandanten.

„Leutnant Maclean," sagte Kapitän Jackson, „Sie begeben sich sofort an Land und zum Chef des Staatsrats. Dem Generalgouverneur*) übergeben Sie diesen offenen Brief. Lesen Sie!"

Mit Staunen las Leutnant Maclean folgendes:

„An den Herrn Generalgouverneur von Monaco.

Ein ungetreuer Unterzahlmeister meines Schiffes hat Geld gestohlen, das englisches Staatseigentum ist. Er hat es an der Spielbank von Monte Carlo verspielt. Die Bank weigert sich, die Summe herauszugeben. Da die Regierung von Monaco, wenn sie die Herausgabe der Summe von der Bank nicht erzwingt, sich zur Mitschuldigen macht, betrachte ich sie außerhalb des Völkerrechtes stehend und erkläre hiermit: wenn nicht innerhalb sechs Stunden der verspielte Betrag von 267,000 Franken wieder an Bord meines Schiffes ist, so werde ich Monte Carlo mit meinen Kanonen in Grund und Boden schießen. Das werde ich tun, so wahr ich ein ehrlicher Seemann und Kapitän Ihrer Großbritannischen Majestät bin.

John Jackson,
Kommandant Ihrer Majestät Schiff Lucknow."

„So, das ist wohl deutlich genug!" sagte der Kapitän. „Sie haben mich verstanden, Leutnant Maclean?"

„Zu Befehl, Kapitän!" stotterte Leutnant Maclean ganz starr.

„Gut. Tun Sie also Ihre Pflicht!"

Als Maclean dem Generalgouverneur zunächst mündlich die Aufforderung vorgetragen hatte, das Geld zurückzuerstatten, antwortete ihm der höchste Beamte des kleinen, vierzehntausend Einwohner zählenden Fürstentums, die Spielbank sei an eine Aktiengesellschaft verpachtet, und die Regierung mische sich nicht in deren Angelegenheiten. Er wolle aber in diesem Falle eine Ausnahme machen und mit dem Direktor der Bank, der gerade im Gouvernementsgebäude anwesend sei, über die Sache sprechen. Er bat Maclean einen Augenblick zu warten.

Nach einer Viertelstunde kehrte er mit dem Direktor der Bank, einem Franzosen, zurück. Der Direktor bedauerte den Vorfall und erklärte, die Bank habe natürlich nicht gewußt, daß Herr Fowler gestohlenes Geld verspiele. Von einer Zurückzahlung könne absolut keine Rede sein, es läge keine Verpflichtung dazu vor, das werde Kapitän Jackson wohl selbst einsehen.

Jetzt überreichte Maclean dem Generalgouverneur das offene Schreiben Jacksons.

Der Generalgouverneur las und erbleichte. Dann las er das Schreiben laut vor. Auch der Direktor der Spielbank wurde blaß.

„Das ist ein Scherz," sagte der Generalgouverneur. „Und nicht einmal ein guter."

„Sie sind im Irrtum," versetzte Maclean kühl. „Kapitän Jackson tut, was er sagt. In sechs Stunden wird das Feuer eröffnet. Damit ist mein Auftrag erledigt."

---

*) Neben dem Fürsten führt in Monaco ein Staatsrat von fünf Mitgliedern mit einem Generalgouverneur an der Spitze die Regierung.

Ehe der bestürzte Generalgouverneur noch ein Wort erwidern konnte, hatte Maclean das Regierungsgebäude schon verlassen.

— — — — — — — — — —

Die Pfeifen der Bootsmannsmaate und die Signalhörner an Bord der „Lucknow“ riefen den Befehl „klar Schiff“, das heißt, Kapitän Jackson ließ sein Schiff gefechtsfertig machen. Nachdem dies geschehen, lichtete er die Anker, dampfte zwei Kilometer weiter nach Westen, wo Monte Carlo liegt, und ging gegenüber dem sogenannten Kasino, dem am Meere gelegenen Prachtbau, in dem sich die Spielbank befindet, vor Anker. Die Kanonen waren drohend auf das Kasino gerichtet. Wenn der Kapitän Ernst machte, war Monte Carlo in einer halben Stunde ein Trümmerhaufen.

In Monte Carlo entstand eine furchtbare Panik, denn auch dorthin war die Nachricht gedrungen, daß das englische Kriegsschiff das Kasino bombardieren wolle. Die Fremden flüchteten, die Bevölkerung fing an zu packen. Die Spielbank hatte schon dadurch Verluste, daß kein Mensch an diesem Tage mehr spielte.

Eine halbe Stunde lag die „Lucknow“ gefechtsklar vor Monte Carlo, als vom Lande ein Boot abstieß. Zehn Minuten später war es längsseits des Kriegsschiffs, und die Insassen des Bootes, Beamte der Spielbank, teilten mit, daß sie das Geld brächten. Auf Deck mußten sie die blanken goldenen Napoleondors auf herbeigebrachte Tische zählen. Dann wollte einer der Beamten einen langatmigen Protest verlesen, aber Kapitän Jackson schrie von der Kommandobrücke: „Leutnant Maclean, sagen Sie den Herren, ich ließe sie über Bord werfen, wenn sie sich nicht davonmachen. Man habe nur seine Pflicht mit Rückzahlung des Geldes getan und weiter gar nichts.“

Eine Viertelstunde später lichtete die „Lucknow“ die Anker und dampfte dann nach Malta ab.

Die Eigenmächtigkeit Jacksons veranlaßte natürlich eine energische Beschwerde der Regierung von Monaco, und es hätte vielleicht einen Weltskandal wegen Verletzung des Völkerrechts in allen Zeitungen gegeben, wenn nicht wenige Tage später der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich ausgebrochen wäre, dessen Donner die Klagen des kleinen Monaco erstickte und unhörbar machte.

Am Tage, als die Kriegserklärung Frankreichs an Deutschland bekannt wurde, landete Wilmot in Nizza. Er hatte in Malta seinen telegraphisch erbetenen Abschied erhalten, nachdem vom Geschwader vor Malta die beiden Zahlmeisterposten an Bord der „Lucknow“ neu besetzt worden waren. In Nizza empfingen ihn Driver und Maudlin, und wegen des Krieges reisten alle drei am nächsten Tage über Paris und Rotterdam nach England. Hier fand sechs Wochen später die Hochzeit Maudlins mit Wilmot statt.

Kapitän Jackson wurde wegen seines Vorgehens gegen die Spielbank von Monte Carlo niemals ein Vorwurf gemacht. Trotz später wiederholter Klagen Monacos tat man in England so, als wisse man von dem Vorfall nichts, und Monaco gab sich endlich zufrieden.

Humoristisches.

Auch ein Trost.

Vater: Was, du bist bei der Prüfung durchgefallen?

Sohn: Aber ich bin der Erste unter den Durchgefallenen!

Schreckliche Übervorteilung.

Mutter: Aber Pepi! Pepi! Warum weinst denn du so sehr?

Pepi: Ja, die Tante hat gesagt, sie wolle mir die Hände waschen und hat mir das Gesicht auch gleich gewaschen.

Homogramm.

	A				A	
A	E	E	E	E	E	F
	F	G	G	I	I	
	I	I	L	L	N	
	N	O	O	P	P	
P	P	R	R	S	S	S
	T				T	

Diese Buchstaben sollen so geordnet werden, daß ein Homogramm entsteht, in dem die einander entsprechenden wagrechten und senkrechten Reihen das nämliche Wort enthalten.

Diese Wörter nennen: 1. (7 Buchstaben) einen schönen Vogel des Südens, 2. (5 Buchstaben) ein ehemaliges europäisches Königreich, 3. (5 Buchstaben) einen männlichen Vornamen, 4. (5 Buchstaben) einen Bestandteil des menschlichen Wesens, 5. (7 Buchstaben) einen Lichtspender.

Auflösung folgt in Nr. 34.

Auflösung des Würfel-Orakels in Nr. 32:

Die Augenzahl der Würfelseiten bedeutet je einen der untenstehenden Buchstaben. Man liest, von links nach rechts, erst die oberen Seiten, dann die linken, dann die rechten Seiten ab und erhält: „Eile mit Weile.“

Rätsel.

Es ist ein buntes kleines Reich,
Geteilet in vier Staaten,
Doch niemand kommt sich darin gleich,
Selbst nicht die Potentaten.
Einer fällt übern andern her,
Sie hauen sich und stechen,
Oft stellt der Kleine sich zur Wehr,
Kein Fremder darf dreinsprechen.
Und fieberndheiß, gleich einer Schlacht,
Sucht mancher zu erjagen
Das Glück, das keinen reich gemacht,
Trotz Wetten und trotz Wagen.

Auflösung folgt in Nr. 34.

Scharade. (Zweisilbig.)

Lest ihr die erste verkehrt, so nennt sie ein zierliches Wesen,
Das, wenn die zweite sich naht, eiligen Laufes entflieht.
Wenn ihr die beiden vereint, so erscheint euch ein Held aus der Vorzeit,
Dessen befreiende Tat heut noch in Deutschland man preist.

Auflösung folgt in Nr. 34.

Auflösung von Nr. 32:

des Wechsel-Rätsels: Küfer — Käfer.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.